
HERDER KORRESPONDENZ

Heft 11 · 41. Jahrgang · November 1987

Wir dürfen die Tiefe des Umbruchs nicht verschleiern.

Bischof Karl Lehmann

Kardinal Höffner †

Als Kardinal Höffner am 16. Oktober im Kölner Hildgardis-Krankenhaus starb, war er bereits von allen seinen Ämtern zurückgetreten. Seine spät erkannte tödliche Krankheit zwang ihn dazu. Am 15. August legte er den Vorsitz der Deutschen Bischofskonferenz nieder, damit auf der Herbstvollversammlung in Fulda noch fristgerecht ein Nachfolger gewählt werden konnte. Am 14. September, einem Tag nach seinem 25jährigen Bischofsjubiläum, das bereits in seiner Abwesenheit von seiner Diözese und von der Deutschen Bischofskonferenz gefeiert werden mußte, verzichtete Höffner auf sein Amt als Erzbischof von Köln. Seine römischen Verpflichtungen, die sich aus der Mitgliedschaft in mehreren päpstlichen Dikasterien und Verwaltungsämtern und aus seinem persönlichen Vertrauensverhältnis zum Papst ergaben, konnte er schon seit Beginn seiner Erkrankung nicht mehr wahrnehmen.

Ganz dem Amt gelebt

Seine Reise rings um den Erdball – er nahm sich nicht nur in die weltkirchliche Pflicht, sondern nahm trotz des hohen Alters die damit verbundenen Strapazen gerne auf sich – in fünf mittelamerikanische Länder und auf die Philippinen im Dezember 1986 – mit viel politischem Hintergrund – sollte zu seiner letzten werden. Und der zweite Besuch Johannes Pauls II. in der Bundesrepublik wurde für ihn zum letzten großen diözesanen und bundesdeutschen geistlichen Ereignis.

Mit seinem Rücktritt war seither gerechnet worden. Denkt man an die von Paul VI. im Sinne und im Gefolge des Zweiten Vatikanischen Konzils festgelegte Amtsverzichtsgrenze für Bischöfe im Alter von 75, wurde damit zeitverschoben ohnehin nur nachvollzogen, was in der Regel – aber mit wieder zahlreicheren Ausnahmen unter dem gegenwärtigen Papst – um einiges früher zu geschehen pflegt. Doch wer seine öffentlichen Auftritte beobachtete und sich auf das verließ, was aus seiner Umgebung zu hören war, konnte sich noch bis in den Sommer hinein nicht vorstellen, daß der Kardinal die Vollendung seines 81. Lebensjahres nicht mehr erleben würde. Wo

immer man ihm begegnete, wo immer er auftrat, er erschien von einer geradezu alterslosen Vitalität: Ausdruck einer robusten körperlichen *und* seelischen Gesundheit. Man hatte nie den Eindruck, er leide unter der Bürde seiner Ämter und Verpflichtungen. Jedenfalls ließ er solches nicht erkennen. So hat ihn nicht nur das hohe Ansehen in Rom, beim Papst vor allem, bei vielen in der Bundesrepublik und bei Klerus und Laien seiner Diözese länger im Amt gehalten als manchen der bischöflichen Mitbrüder seiner Generation.

Er hatte nicht nur eine hohe Auffassung vom bischöflichen Amt und verteidigte nachdrücklich und ohne falsche Scham dessen Rechte und Pflichten, wo er sie als Mann kirchlicher und weltlicher Ordnungen angegriffen oder in Frage gestellt sah. Er traute sich jederzeit zu, sie auszufüllen, indem er meist rasch und unbürokratisch das tat, was ihm möglich war, und anderes Gott und den Mitarbeitern überließ.

Und eines tat er nie, sich selbst, seine Person in den Vordergrund schieben; der im persönlichen Umgang freundlich verbindliche Kirchenmann zeigte eher eine gewisse Scheu, sich selbst darzustellen. Was neben einer fast angeborenen natürlichen Bescheidenheit wohl auch mit einer nach Herkunft und geistlichem Werdegang anerzogenen Gefühlsaskese zusammenhing. Er verkörperte auch nach außen, was seine tiefste Überzeugung war: die Sache Gottes, des christlichen Glaubens und der Kirche als Glaubensgemeinschaft und göttlich eingestiftete religiöse Institution mit allem Nachdruck, ob gelegen oder ungelegen (kaum ein Bibelzitat findet sich in seinen Reden und Schriften häufiger als das von 2 Tim 4, 2). Dies und ein alles Tun wie selbstverständlich durchdringender Glaube – Gott in allem als Richtschnur des Menschen, Glaube nicht instrumentalisiert als homöopathische Medizin für die narzißtische Seele – ließ ihn wohl auch die *Spannung zwischen eigener gläubiger Zuversicht und der oft wenig hoffnungsvollen religiösen Gegenwartssituation* – er konnte Katastrophenszenarios vom Niedergang von Glaube und Sitte in den schwärzesten Farben malen – in *gläubigem Realismus* ertragen und in amtlicher Verkündigung und persönlichem Zeugnis produktiv umsetzen.

Durch Lebenserfahrung erhärteter Realismus

Bezeichnender als alles, was man sonst von ihm hörte und las, ist ein Satz in dem Brief, mit dem er sich am 13. September von den Katholiken seiner Diözese verabschiedete: Als Bischof habe er sich immer wieder fragen müssen: „Kraft welcher Autorität verkündest du deine Botschaft, die den ungeheuren Anspruch erhebt, Gottes Wort und das Heil der Welt zu sein? Die Antwort konnte nur in der Treue zur ganzen Wahrheit des Glaubens liegen, die der Herr der Kirche zu verkünden aufgetragen hat.“ Aus dieser *Treue* kam die ganz natürliche Sicherheit in der Ausübung seines Amtes, die ihn auch dort nie verließ, wo er dieses in Widerspruch und Anfeindung „kreuzesnäher“ erfuhr, als hohe kirchliche Ämter in anderen Kirchenzeiten einmal ausgesehen haben.

Viele außerhalb und innerhalb der Kirche sahen in dem Kardinal in erster Linie den hohen Repräsentanten der Kirche, der vor allem deren Interesse als religiös-gesellschaftlicher Institution vertrat. Für viele war er einfach „Amtsträger“. Je nachdem wie jemand zur Kirche stand, wurde er eingeordnet: als einflußreicher Vorsitzender der Bischofskonferenz und als Bischof einer großen, auch finanziell vermögenden Diözese oder als vor allem sein Amt verkörpernder Hierarch mit einer gewissen Autorität auch in gesellschaftlichen Fragen, oder als ein in Ehren ergrauter Bischof, der sein Ansehen vor allem seinem Amt verdankte.

Man mochte zu Höffners Argumentationsstil gerade in öffentlichen Auseinandersetzungen stehen wie man wollte: Er beherrschte das *Instrumentarium der Vereinfachung theologischer wie politisch-gesellschaftlicher Sachverhalte* bis zur Unterdrückung aller Nuancierungen fast so selbstverständlich wie Politiker im Umgang mit ihren Gegnern, wobei gelegentlich Sachverhalten, aber kaum Personen unrecht getan wurde. Er bezog aber seine Kompetenz und Autorität, die ihm nicht erst in seinen Jahren als Konferenzvorsitzender zugewachsen ist, aber erst in diesen späten Jahren einer breiteren Öffentlichkeit auch bewußt wurde, keineswegs nur aus dem Amt, sondern nicht minder aus dem, was er persönlich war. Wenn er kirchlich – vom Mitbischof bis zum „einfachen“ Gläubigen – auch dort geachtet, ja verehrt wurde, wo seine meist sehr dezidiert vorgetragenen Standpunkte nicht geteilt wurden, und wenn sein Rat auch dort stets gefragt war, wo man kirchlichen Belangen, ob in Staatskanzleien, bei Wirtschaftsverbänden oder in Partei- und Gewerkschaftszentralen, eher kühl begegnete, dann beruhte das auf einer *langen und vielseitigen Lebenserfahrung*: als Kaplan und Pfarrer in seiner Heimatdiözese Trier, als Professor für christliche Sozialethik in Münster, später als Bischof und Kardinal.

Nicht minder wichtig war die Prägung durch seine *bäuerliche Herkunft*, durch die übersichtliche Welt seiner Kindheit im Westerwald, durch seine Beheimatung in einem familiären Klima, in dem wirtschaftliche Existenz und

Familienstruktur noch in eins gingen und persönliche Probleme der Beteiligten in wirtschaftlichen Erfordernissen der bäuerlichen Produktions- und Lebensgemeinschaft eingebunden blieben.

Man fragte sich manchmal, ob manch harte Position Höffners, der im bundesdeutschen Familienlastenausgleich und zu der Adenauerschen Rentenreform mehr Spuren hinterlassen hat als in „Gaudium et spes“, zur Geschiedenenfrage oder manch schwer nachvollziehbarer Kölner Familienhirtenbrief auch daher rührte, daß ihm der Zugang zu den Partnerschaftsbedingungen und -beziehungen in der bürgerlichen und kleinbürgerlichen Durchschnittsfamilie (zu der inzwischen auch die Arbeiterfamilie gehört) und zu deren Bedürfnis- und Gefühlsstrukturen *heute* fehlte.

Das Filigran des sozialen Wandels lag ihm nicht

Er beobachtete *Ehe und Familie* mit der geschärften Linse des Sozialwissenschaftlers, setzte sich beispielhaft mit neu auftauchenden Problemen auseinander, konnte mühelos und mit staunenswerter Klarheit strukturelle Zusammenhänge von Politik und Wirtschaft und des gesellschaftlichen Zusammenlebens aufzeigen und deuten, Veränderungen in den Existenzbedingungen registrierend und die Auswirkungen auf das religiöse Verhalten des Menschen analysierend. Mit Vorliebe und gewandt arbeitete er dabei mit statistisch-demoskopischem Material – gelegentlich wohl mehr als seelsorgliche Praktiker verarbeiten konnten. Dennoch: Das *Filigran sozialen Wandels* war nicht unbedingt seine Sache. Höffner dachte in erster Linie in *Ordnungen*, in *Strukturen*, in *Wesensgehalten*. Grundeinsichten und einfach formulierte Prinzipien lagen ihm trotz seines vor allem an auch im kirchen- und allgemeinpolitischen Sinne praktischen Problemen orientierten ethischen Vernunft näher als Entscheidungshilfen für ausdifferenzierte Situationen. Diesen Eindruck erweckte er jedenfalls bei seinen öffentlichen Auftritten. Aber er konnte beides: das vereinfachte öffentliche Sprechen und das verständnisvolle, durchwegs menschenfreundliche Abwägen im Einzelfall. Der spröde Bürokrat, als der er gelegentlich erschien, war er nicht. So manche Grundsatzformulierung, ob zu Fragen von Ehe und Sexualität, zur Konsumgesellschaft, zum Marxismus und selbst zum § 218 wirkte freilich zu holzschnittartig, um auch aufgeschlossene Zweifler zu überzeugen.

Als katholischer Sozialethiker blieb er, das zeigte seine Auseinandersetzung mit der lateinamerikanischen Befreiungstheologie, erkennbar *mitteleuropäischer Tradition* verhaftet. Er vermochte die kontextuelle Fruchtbarkeit des theologischen Ansatzes bei der Elendsbevölkerung weder theologisch noch sozialetisch (als „Ekklesiogenese“ und als Veränderung der materiellen und kulturellen Lebensbedingungen von der Graswurzel her) wirklich zu würdigen. Im Erleben von Sakrament, Schrift und

Gemeinde auch als menschlich-gesellschaftliche Befreiung sah er zu sehr einseitig nur die *Gefahr einer ideologischen Verfremdung von Glaube und Kirche*. Überdies verglich er die Situation der lateinamerikanischen Elendsbevölkerung allzu ungeschützt mit den frühindustriellen Verhältnissen im Deutschland und Mitteleuropa des 19. Jahrhunderts.

Sein Verständnis von Theologie, Kirche und Gesellschaft ließ wohl auch wenig Raum für die Kategorie der *Geschichtlichkeit*, eines theologisch stark aufgewerteten Grundparadigmas des II. Vatikanischen Konzils. Jedenfalls stößt man bei ihm trotz eines immensen historischen, vor allem sozialhistorischen Wissens – seine frühen wissenschaftlichen Arbeiten waren durchwegs solchen Themen gewidmet – in seinen öffentlichen Äußerungen kaum einmal weder auf den Begriff noch auf die Sache. Ohne diese Kategorie läßt sich aber nicht nur die Dynamik der gegenwärtigen gesellschaftlichen Veränderungen schwerlich begreifen, sondern auch das, was geschichtlich mit Glaubenslehre und Kirchenstrukturen passiert – ihr legitimer Wandel –, kaum angemessen bestimmen und würdigen.

Dahinter steckte nicht mehr und nicht weniger als das im Kern nach wie vor *ungelöste Problem der Moderne im Verhältnis zum Christentum*. Gerade in den zahlreichen öffentlichen Äußerungen Höffners zum Wertewandel herrschten Verfallszenarios vor. Daß von Höffner selbst oder vom deutschen Episkopat in den letzten Jahren einmal vertiefend der Frage nachgegangen wurde, ob bei allen diagnostizierten Verfalls- und Krisenerscheinungen (Verlust vor allem an Glaubens- und Bindungsbereitschaft) nicht auf ganz säkulare Weise *Werte* nachgewachsen sind, die nicht nur in ihrem Ursprung christlich oder mit dem christlichen Glauben kompatibel sind (Universalisierung menschlicher Solidaritäten über Familienclan und Staatsvolk hinaus, partnerschaftliches Familienleben, höheres Freiheitsniveau), sondern bei aller Problematik, die auch sie mit sich bringen, ein sich *neu stabilisierendes, tragfähiges Wertebewußtsein* darstellen, ist nicht erinnerlich. Die Neigung, einfach „Ismen“ zu geißeln („Säkularismus“, „Konsumismus“, „Hedonismus“), war ausgeprägter. Die Tendenz zu thesenhaft verkürzter Darstellung der Wirklichkeit war nicht zu leugnen. Doch all das behinderte nicht eine von Kompetenz und Verbindlichkeit bestimmte pastorale Offenheit und auch nicht ein Gewähren- und Wachsenlassen, selbst von Positionen und Meinungen – wenn er diese begründet fand –, die er aus persönlicher Überzeugung und auch als Bischof nicht teilen konnte. Wer publizistisch oder sonstwie mit sensiblen Bereichen des kirchlichen Lebens zu tun hatte, konnte dies sehr wohl spüren.

Und diese Haltung hatte bei Höffner durchaus nicht nur ein persönliches, sondern ein *theologisches* Fundament. Auch dazu findet sich der Schlüssel in seinem Abschiedshirtenbrief an seine Kölner Katholiken, wenn er dort unter Zitierung von „Gaudium et spes“ Nr. 43 feststellt: Zur Treue zur Wahrheit, zu der Christus uns befreit hat,

gehöre es auch, „stets darauf zu achten, daß es viele Fragen gibt, in denen Christen unbeschadet ihres Glaubens verschiedener Meinung sein können“. Höffner war sich immer bewußt, daß Glaube Vernunft nicht aufhebt und daß der aus den verschiedenen Sachverhalten, Denktraditionen und kulturellen Einfärbungen gespeiste Pluralismus und auch kontroverse Meinungen in theologischen und kirchenpolitischen Fragen sich mit der Einheit im Glauben durchaus vertragen.

Der verstorbene Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz und Erzbischof von Köln war *kein Theologe von Natur* – wohl aber ein Mann unbeirrten Glaubens und einer schlichten unsentimentalen Frömmigkeit. Er war gewiß auch kein Ökumeniker aus Berufung – sein Verständnis katholischer Wahrheit setzte ihm klare Grenzen. Aber in der praktischen Zusammenarbeit im Sinne *gemeinsamer* „Weltverantwortung aus dem Glauben“ (so der Titel einer zweibändigen, von Wilhelm Dreier herausgegebenen Reden- und Aufsatzsammlung Höffners) hätte er gerne mehr erreicht, vor allem in die Gesetzgebung berührenden ethischen Grundsatzfragen.

Die Kirchenleitung politischer Mitverantwortung weit geöffnet

Am meisten in seinem Element fühlte er sich *als wirtschafts- und sozialpolitischen Ordnungsfragen zugewandter Sozialethiker*, auch noch als Bischof und Kardinal. Vom Professor Höffner in Münster der 50er Jahre schwärmen seine Schüler ohnehin, mehr noch über den Lehrer als über den Sozialforscher Höffner. „Ich als Volkswirt“ blieb sprichwörtlich. Seine Aufgaben während seiner Münsteraner Zeit als geistlicher Beirat des BKU (des Bundes Katholischer Unternehmer) erfüllte er gerne. Seine *Kontakte zur Wirtschaftswissenschaft wie zur Wirtschaftspraxis* waren auch dem einflußreichen Kardinal der Weltkirche noch wichtig. Er war bei Wirtschaftsfachleuten auch ein stets hochgeachteter Referent. Und niemand brauchte dabei auf den Gedanken zu kommen, der Sozialethiker Höffner sei die Verbindung zu Managern und Bankern wichtiger als die Schärfung des sozialen Gewissens – gerade das tat er.

Die Bischofskonferenz ist in den 11 Jahren, in denen Höffner ihr Vorsitzender war, mit einem Mann seiner Kompetenz nicht schlecht gefahren, zumal mit seinem sozial-ethischen Sachverstand eine *breite Öffnung hin zu politischer Mitverantwortung der Kirche* verbunden war, ob es um Terrorismus, um Familienpolitik, um Steuerpolitik oder gar um den Staatshaushalt ging. Daß ihm auch Begriffe wie „Vaterland“ und „Nation“ ein besonderes Anliegen politischer Ethik waren, ist nach außen wenig bekannt geworden. Er verstand auch die politisch-ethischen Aufgaben der Kirche immer konkret. Dabei war zwar klar, wo seine Präferenzen – auch parteipolitisch – anzusiedeln waren. Der Wahlhirtenbrief von 1980 war nur ein Beispiel von mehreren. Aber er redete keiner Partei nach dem Munde und war auch bei Gegnerschaft

in der Sache ein loyaler Partner. So mancher Sozial- und Freidemokrat hat ihm das bestätigt. Ihn interessierten nicht Parteimeinungen, sondern immer das Sachproblem – auch in den oft harten Auseinandersetzungen um den § 218. *Neue Fragestellungen* griff er bedächtig, aber konsequent auf: Das zeigte sich bei der Friedensfrage, bei der ökologischen Problematik, nach Tschernobyl. Nativer Fortschrittsglaube und ein vorrationaler Technikenthusiasmus war nie Höffners Sache. Die Grünen hätten seiner wohlwollenden Aufmerksamkeit sicher sein können, wären große Teile von ihnen nicht so sehr lebensverachtenden, kraß individualistischen Emanzipationsleitbildern erlegen.

Etwas anderes ist die Frage, ob Höffners breite *Sachkompetenz in gesellschaftlichen Fragen* und sein Wille, sie als Vorsitzender der Bischofskonferenz auch geltend zu machen, Laienorganisationen, speziell dem ZdK für Artikulation in gesellschaftspolitischen Fragen noch genügend Raum ließ. Aber dies ist eine allgemeine Entwicklung zwischen Episkopaten und Laienorganisationen. Sie wird neu zu bedenken sein.

Höffner war ein Vierteljahrhundert Bischof in einer Zeit gesellschaftlicher und kirchlicher Umbrüche; davon nach kürzerer Zeit in Münster (von Herbst 1962 bis Anfang 1969), die praktisch mit dem Konzil und der unmittelbaren Nachkonzilszeit zusammenfiel, fast 19 Jahre als Erzbischof von Köln. 11 Jahre, von 1976 an, amtierte er als Konferenzvorsitzender. Als neuernannter Bischof führte ihn sein Weg fast direkt ins *Konzil*, das er unauffällig, aber ohne äußeres oder inneres Zögern mitvollzog und in seinem Bereich verwirklichte: allerdings mehr im Sinne einer Festschreibung des Geltenden, nicht als Fortschreibung anhand neu sich aufdrängender Probleme mit neuen Antworten darauf.

Neben einer an der „ganzen Wahrheit des Glaubens orientierten Verkündigung“ galt seine Aufmerksamkeit der *pastoralen Organisation*. Während andere Diözesen, die es vom geographischen Zuschnitt her noch nötiger gehabt hätten, das vom Konzil geschaffene Institut der Bischofsvikare und den Willen des Konzils zur Aufwertung der Stellung der Weihbischöfe praktisch brachliegen ließen, teilte Höffner das Erzbistum Köln in fünf Pastoralregionen ein mit je einem Weihbischof an der Spitze. Die Zusammenarbeit Klerus–Laie, auch in den kirchlichen Beratungsgremien, lief unter ihm reibungslos. Seelsorgern ließ er Spielraum, in persönlichen Krisenfällen zeigte er innerhalb des gesamtkirchlich Möglichen Verständnis.

Den Sicherem *und* den Zweifelnden vorangegangen

Seine größte Zeit kam spät mit dem Vorsitz in der Deutschen Bischofskonferenz. Es war nicht eigentlich eine Zeit einschneidender Entscheidungen, sondern eher eine Zeit der Beruhigung und der Verstetigung vorausgegangener Entwicklungen. Die eigentlichen Umbrüche, Kri-

sen und Auseinandersetzungen hatten bereits unter *Julius Döpfner* in den späten sechziger und frühen siebziger Jahren stattgefunden. Die Liturgiereform und die Neustrukturierung der Laienmitverantwortung waren abgeschlossen. Der Gesamtprozeß der „Eindeutschung“ des Konzils war mit der Gemeinsamen Synode ebenfalls zu einem gewissen Abschluß gekommen. Die Nachwirkungen von „*Humanae vitae*“ schienen sich zu mildern, wenn auch keineswegs zu verlieren, mit latenter, teils offener Distanzierung von der von Döpfner und dem deutschen Episkopat insgesamt gewollten Königsteiner Erklärung. Der bruchartige Niedergang kirchlich erfaßbarer religiöser Praxis hatte ebenfalls in den späten sechziger, frühen siebziger Jahren stattgefunden, während die späten siebziger und frühen achtziger Jahre eher auf eine „Stabilisierung der Veränderungen“ (ein Ausdruck von Höffner selbst, vgl. In der Kraft des Glaubens, Bd. 1, S. 588) hinweisen. Selbst die Wertedebatte, die Höffner auf den Leib geschnitten war, hatte, als der Kardinal Konferenzvorsitzender wurde, ihren Höhepunkt bereits überschritten. In der Aussöhnung mit Polen setzte er den Weg Döpfners mit Bedacht und konsequent fort.

Das entscheidende Ereignis, an dem Höffner selbst Anteil hatte, war der *Beginn des neuen Pontifikats*, das gesamtkirchlich dem Katholizismus ein neues offensiveres Profil zu geben versuchte. Höffner setzte seine Hoffnung darauf, daß sich dieser Umschwung und die da und dort aufbrechende „neue Religiosität“ auch wieder in „Kirchlichkeit“ niederschläge (vgl. In der Kraft des Glaubens, S. 592).

Unter Johannes Paul II., mit dessen Führungsstil und vor allem mit dessen ethischen Grundüberzeugungen Höffner nahtloser übereinstimmte als der deutsche Episkopat insgesamt, wuchsen dem Kardinal noch einmal zahlreiche weltkirchliche Aufgaben zu: als einem durch Sachkompetenz und Papstnähe ausgewiesenen Kirchenmann, den der Papst schätzte und dem er besonders vertraute, und zwar keineswegs, wie es gelegentlich schien, hauptsächlich nur in Verwaltungs- und Finanzfragen. Manch delikate Aufgabe war dabei. Er entledigte sich ihrer mit Anstand, ohne mit seiner persönlichen Meinung zurückzuhalten.

Als Vorsitzender der Konferenz war Höffner ihr autoritativer Sprecher. Als solcher prägte er das Gesicht des Episkopats (und der Kirche in Deutschland) stärker, als es bei Kollegialorganen auf so hoher Ebene üblich und vielleicht gut ist. Es obwalteten starke innerbischöfliche Hierarchien. Es ist kein Schaden, wenn sie sich unter seinen Nachfolgern abmildern. Insgesamt verkörperte Höffner – auch kirchlich – nicht die Bestrebungen seiner Zeit, aber er hat seiner Zeit und der Kirche in ihr gerade dadurch einen unersetzlichen Dienst erwiesen. Er ging unbeirrt seines Weges, stellte immer wieder die Wahrheitsfrage und hielt dort dagegen, wo sich klare Konturen zu verwischen drohten. Auf diese Weise ging er „in der Kraft des Glaubens“ nicht nur den Sicherem, sondern auch den Zweifelnden voran. Die Spuren, die er gezogen hat, werden lange sichtbar bleiben.

David Seeber